



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eine wunde Stelle unserer Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Eine wunde Stelle unserer Literatur.

Durchblättert man die Messkataloge der letzten Jahre, so stößt man auf den Schacht einer ganz eigenthümlichen Literaturart, den der Buchhandel mit immer größer werdender Vorliebe zu bebauen scheint, ich meine die Fremdwörterbücher.

Fremdwörterbuch! in der That eine mehr als zweideutige Zusammensetzung von Begriffen. Was mag wohl ein Nichtdeutscher, dem die Aufschrift eines solchen Buches begegnet, darunter verstehen? Fremdwörterbuch — ist dies ein Wörterbuch für Fremde, ein Hilfsmittel, um die deutsche Sprache kennen zu lernen? Oder ist es ein Wörterbuch für Deutsche, ein Hilfsmittel, um eine fremde Sprache zu verstehen? Leider gibt es noch eine dritte Bedeutung, und um diese klar zu bezeichnen, wäre es besser, man schriebe, statt Fremdwörterbücher, Fremdenbücher für Wörter.

Die Deutschen haben zu allen Zeiten den Ruf eines gastfreien Volkes davongetragen, und es ist auch ihr stetes Bemühen, diesen Ruf nicht zu verlieren. Nirgends findet das Fremde eine bereitwilligere und zuvorkommendere Aufnahme. Sind es nicht französische Sitten, denen wir unsere Lebensweise, französische Urtheile, denen wir unsere Zeitblätter, französische Dichter, denen wir unsere Schaubühnen einräumen? Wir haben Bewunderung für britischen Spleen, Begeisterung für englische Rohheit, Geld für spanische Papiere und Buchdruckereien für russische Politik; und die Gastfreiheit, die wir in der Literatur, in der Gesellschaft, in der Kunst wie in der Presse ausüben, sollten wir allein in unserer Sprache nicht gelten lassen? Nein, Dank den Göttern und dem sparsamen Geist der Fürsten, wir haben keine Akademie, worin die Einbürgerung eines neuen Wortes

mit engbrüstiger Bedächtlichkeit abgewogen wird; unsere Sprache ist keine Freimaurerloge, worin über die Aufnahme eines einzelnen Mitgliedes die ganze Genossenschaft zu Rathe gezogen wird; es ist ein republikanischer Staat, eine frei Gesellschaft, einem jedem Schriftsteller ist es frei gestellt, Fremde einzuführen, und ist nur erst ihr Name in's Fremdenbuch eingetragen, dann mag er bleiben einen Monat, sechs Monate, ein Jahr, für immer. Und daß wir nicht ängstlich und kleinlich in der Wahl sind, davon möge die Stärke unserer Fremdenbücher zeugen, und ihre breiten Seiten und ihre engen Zeilen, und daß wir nicht mißgünstig die Fremden hintansetzen, davon mag jedes Buch Beweise liefern, jede Seite, jeder Satz, jede Zeile.

Es ist eine merkwürdige Stimmung in unserer jetzigen Literatur; das Rückwärtschauen ist so verpönt, als flüchteten wir aus den Trümmern des schwefelflammenden Gomorra. Alles schreit: Vorwärts, Vorwärts! und ruft Einer einmal: Schaut euch um, wir verirren uns! so theilt er das Schicksal mit dem Weibe des Noth: man sagt, er sei stehen geblieben. Wollte Jemand in der babylonischen Wortmengung, die jetzt wieder in unserer Sprache eingetreten ist, auf die Bestrebungen des alten Campe zurückweisen, so würde man ihn verspotten, ihn einen Pedanten, einen Philister, einen Siebenschläfer nennen, der die Emancipation, welche unsere Literatur seit 1830 erlebt, verschlafen hat. Aber in der That, eben in dem Geiste dieser Emancipation wäre es, daß man der Sprache ihre Selbstständigkeit ließe und die Schönpflasterchen französischer Modeworte so wie die Dintenflere der Schulausdrücke ihr aus dem Gesichte wischte. Eben weil dem Geiste unserer Sprache die freien jugendlichen Bewegungen wieder erobert wurden, sollte man ihn nicht in ein aus tausend fremdartigen Lappen zusammengesetztes Hanswurstkleid stecken; eben weil jeder Schriftsteller das Recht hat, Fremde einzuführen, sollte man vorsichtig und sparsam in der Wahl sein, eben weil wir keine akademische Oligarchie haben, weil unsere Literatur eine Republik ist, wird es die Pflicht eines jeden Einzelnen, für das Wohl der Gesamtheit zu sorgen.

Als Louis Philippe von der französischen Kammer ein Leibge-
ding für seinen Sohn verlangte, da schrieb Cormenin jene bekannten
Worte, die in ganz Frankreich Widerhall fanden. Er schilderte den
unermesslichen Reichtum des Hauses Orleans und stellte diesem ge-

genüber die Armuth des französischen Volks; er spottete darüber, daß dieses überreiche Haus seine Familie nicht zu erhalten vermöge und bei dem armen Volke um Unterstützung bettle. Und ist unsere Literatur nicht gerade so, wie der Louis Philippe in der Cormeninschen Schrift? Wir, die wir den Reichthum unserer Literatur preisen und mit Recht preisen dürfen, wir betteln um eine Apanage, um eine Beisteuer an den im Verhältniß zu uns so armen Tischen Anderer! Seit 1830 namentlich, hat sich unserer Literatur ein wahrer Beistand bemächtigt. Seit dieser Epoche wurde unsere Sprache mit einer Schaar von Ausdrücken angefüllt, die wie Matrosen aus aller Herren Ländern gepreßt sind. Von den „Reisebildern“ bis auf die letzte Schrift im neuesten Messkatalog wimmelt es in unserer Literatur von Worten, die, theils Söhne des französischen Zeitungstils, theils Töchter der deutschen Philosophie, in gemischter Ehe mit einander leben und Kinder erzeugen, die zwar der Literaturstaat gesellig anerkennt, denen jedoch der Kultus der Sprache die Taufe verweigern muß. Die drei Elemente: Societät, Politik und Philosophie, welche die deutsche Literatur der neuesten Zeit in sich aufgenommen hat, schwimmen in ihrem Strombette noch immer neben einander her, wie der Main der Rhein und die Nahe in ihrer Farbenverschiedenheit dem Auge sichtbar, meilenweit neben einander fließen; man kann an der Oberfläche, an dem Ausdruck sehen, daß sich die Elemente noch nicht vermischen haben, noch nicht in Eins zusammengefloßen sind.

Gerade jene Schriftsteller, die in ihrer Anschauung neue Gesichtspunkte, in der Form freiere Wege errungen haben, gerade jene sind es, die in einzelnen Wendungen sich am wenigsten von den Ausdrücken der Schule, sei es der philosophischen, der politischen, oder auch nur der journalistischen losmachen können. Die kriegerischen Feldzeichen, mit denen der Feldzug der gegenwärtigen Literaturbewegung begonnen, die fremdartigen Lösungsworte, die man aus dem Gebiete der wissenschaftlichen Erörterung auf die Wahlstätten des literarischen Kampfes herübergezogen, sind ihnen so geläufig geworden, daß sie nunmehr auf dem friedlichen Gebiete der poetischen Schöpfung selbst sich ihrer nicht mehr erwehren können. Denkt euch ein Mädchen, das in stiller Mitternacht in eurem Buche liest und alle Poren der Einbildungskraft und der Empfindung euren Schilderungen geöffnet hat, wie wird es aufgestört, wenn ihm plötzlich der

kriegerische Helm einer philosophischen oder politischen Schlachtrüstung in den Schoß fällt!

Und nun erst das Heer der Nachahmer, welche, wie überall, das Uebel noch verschlimmern! Während die Einen sich des fremden Ausdrucks bedienen, weil sie sich seiner nicht erwehren können, suchen ihn die Andern hervor, um mit ihm zu prunken; während er bei jenen eine Angewohnheit der Schule ist, die sie, wie das Tabakschnupfen, nicht lassen können, brauchen ihn die Letztern, um mit dieser Angewohnheit aufzufallen; sie schnupfen, um die goldene Dose zu zeigen, die oft nur von Tombak und auf dem Trödel gekauft ist.

Mag der Publizist, der Kritiker sich der Formel bedienen, durch welche er die Meinung seiner Partei am besten auszudrücken glaubt; wir wollen ihm nicht grollen, wenn sein Ausdruck ein fremdartiger ist; er schreibt für einen Kreis, nicht für die Gesamtheit. Wir wollen sogar ein Auge zudrücken, wenn der Journalist, der in der Eile des Tages seine fliegende Feder bewegt, in der Hast nach dem ihm zunächstliegenden Ausdrucke greift, unbekümmert, ob er der Muttersprache oder einer fremden angehört.

Aber bei der dichterischen Schöpfung sollte man die Jungfräulichkeit der Sprache ehren; der Dichter, der zur Gesamtheit des Volkes spricht, muß es mit Worten thun, die Eigenthum der Gesamtheit sind. Was soll man nun aber zu jenen deutschen Dichtern sagen, die ihre Verse wie eine Modedame mit dem Rococomobilien der fremdartigsten Worte zieren wollen? Bei denen jedes Reimpaar ein Ehebruch, ein Zwillingbastard, erzeugt im fremden Ehebetto, ist! Der Geist der Dichtung hat sich an diesen Poeten selbst gerächt; sie können und werden nie in's Volk dringen. Wenn das Gedicht begeistern soll, so darf der Leser nicht in Mitte des Einzeldrucks nach dem Fremdwörterbuche greifen, um, nachdem er das unverstandene Wort gefunden, in seiner Begeisterung da fortzufahren, wo er sich ein Geselssohr hinein gemacht.

Derselbe Vorwurf trifft aber nicht minder die Literatur in Prosa. Es ist nicht zu läugnen, es liegt in dem deutschen Volke ein großer Reichthum philosophischen Bewußtseins, und der Schriftsteller, der Dichter darf bei einem Volke, bei dem Schiller zum Nationaldichter geworden ist, mehr wagen, als die Dichter anderer Nationen; aber eben so wenig zu läugnen ist es, daß die neuere Literatur von die-

sem Vorrecht einen allzu ausgedehnten Gebrauch macht. Der philosophische Gedanke wird oft den deutschen Leser nicht zurückschrecken, wohl aber der philosophische Ausdruck, der häufig die Kenntniß des Gedankens voraussetzt. Die junge Literatur verfällt dabei in denselben Fehler, den sich einer unserer größten Dichter zu Schulden kommen läßt, ein Dichter, der bei allem Reichthum seines Gemüths, seiner Phantasie und seines Humors, dennoch mehr mit seinem Namen als mit seinen Werken Eigenthum des Volkes geworden ist; ich meine Jean Paul. Bei aller Verehrung, die diesem Namen gezollt wird, bei allen Nachahmungen, die er gefunden, ist Jean Paul doch mit einem Bann umgeben, der die Masse von ihm abhält. Es ist die große Zahl jener fremdartigen Ausdrücke, die Kenntniße voraussetzen, die man dem Leser nicht zutrauen kann, da sie der Verfasser selbst oft nur auf dem Wege encyclopädischen Sammelns gefunden. Und leider bringt dieselbe Ursache auch jetzt dieselbe Wirkung hervor. Mehrere ausgezeichnete Schöpfungen der jüngern Literatur sind nur deshalb nicht in das Volk gedrungen, weil sie Ausdrücke und Anspielungen enthalten, die der Masse unverständlich sind.

Man schelte diese Bemerkungen nicht pedantisch und übertrieben. Es soll hier keineswegs ein kleinlicher Krieg gegen nothwendige Worte, ein fanatischer Vernichtungskampf gegen Alles, was nur fremd ist, vorgeschlagen werden. Indem ich diese Zeilen überlese, finde ich darin eine große Menge fremder Worte, die ich bei dem besten Willen nicht umschreiben konnte, nicht umschreiben wollte. Wie will man die Worte Literatur (Schriftthum, sagt allerdings Arndt, aber es paßt nicht immer!) Politik, Akademie, Loge, republikanisch, Pedant, Emancipation, Mode, Philosophie (Weltweisheit paßt gleichfalls nicht immer), Element, journalistisch, (tagschriftstellerisch wäre doch gar zu steif), Poren (Schweißlöcher ist, namentlich hier, wo von einem Mädchen die Rede ist, eben nicht sehr wohlklingend), Publicist, Poet, schnell ersetzen? Dies Alles müssen wir uns wohl schon gefallen lassen, wenn wir nicht etwa durch tausend Umschreibungen unsere Sprache breiter oder durch kühne Neuerungen unsere Bücher für die ersten fünf Jahre unverständlich machen wollen. Aber wenn wir uns gegen diese nothwendigen Uebel (die übrigens fast jede Sprache hat) nicht mehr wehren können, so wollen wir uns doch wenigstens gegen die Luruskrankheiten sträuben, die

immer mehr und mehr in unserer Sprache überhand nehmen. Schon begnügt man sich nicht mehr mit dem französischen Worteindringling. Die mit jedem Tage bei uns zunehmende Kenntniß der englischen Sprache bedroht uns bereits mit einer ganzen Ladung britischer Erzeugnisse. Das taugte uns noch, daß England nicht nur mit seiner Baumwolle und seinem Eisen, sondern auch mit seinen Modeworten den deutschen Markt überschwemme.

Soll die deutsche Literatur dem deutschen Handel nachstehen? Dieser hat sich zusammengethan zu einem großen Zollverein, trotz mannigfacher Einzelinteressen, die dabei zum Opfer fallen mußten. Die deutsche Literatur hat keinerlei Interessen, die sich einem kräftigen Vereine gegen die Ueberschwemmung mit ausländischen Worten entgegenstemmt. Warum kommt ein solcher nicht zu Stande? Es hat an Bewegung und Aufforderungen von allen Seiten nicht gefehlt. Auch der Schreiber dieser Zeilen hat den größten Theil des hier Gesagten schon früher ausgesprochen*), warum will Niemand darauf hören? Der Leipziger Literatenverein hat in einer seiner letzten Sitzungen diese Frage angeregt und den Beschluß gefaßt, auf den Mißbrauch der fremden Wörter in seinen eigenen Arbeiten künftighin mehr Rücksicht zu nehmen und in den Organen, die ihm zu Gebote stehen, dagegen zu wirken. Dies ist ein hübscher Anfang. Aber warum ist der Verein nicht einen Schritt weiter gegangen? Warum hat er keinen Anfang zur praktischen Ausführung gemacht? Ein Ausschuß von Mitgliedern hätte leicht ein Verzeichniß der allerschreiendsten Fremdwörter anfertigen und Vorschläge zur Ersetzung derselben machen können. Die Ersatzwörter hätten dann in der allgemeinen Versammlung berathen, verworfen oder angenommen werden können. Die Angenommenen hätten dann durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht werden müssen. Die Schriftstellervelt hätte dann im Allgemeinen für oder dagegen Partei genommen und wie auch die Sache ausgefallen wäre, jedenfalls hätte sie schon durch die Anregung eine nachhaltigere Wirkung hervorgebracht. Leider ist da wieder eine gute Gelegenheit unbenutzt vorübergegangen.

J. R. d. a.

*) Siehe „Morgenblatt“ Jahrgang 1840 Nr. 156 und 157.